

Erstpublikation in: Germanistentreffen Bundesrepublik Deutschland –Türkei: Bonn, 25.09.-29.09.1994. Dokumentation der Tagungsbeiträge I. Hg. von DDAD, Bonn 1995; Zweitpublikation: Germanistik in den 1990er Jahren – eine Disziplin auf der Suche nach ihrer Identität. In: Bongli Cha u. Siegfried J. Schmidt (Hg.): Interkulturalität: Theorie und Praxis. Deutschland und Korea. (Kulturelle Forschung und Wissenschaft 1). Münster 2004, S. 71-79.

Jörg Schönert

Germanistik in den 1990er Jahren – eine Disziplin auf der Suche nach ihrer Identität

1. Germanistik in der Krise: Legitimationsnot und Begründungsversuche in den letzten 15 Jahren

Seitdem die gemeinsame Arbeitsgruppe der Hochschulrektorenkonferenz und der Kultusministerkonferenz (in einer Stellungnahme vom 16.10.1992) die Empfehlung abgegeben hatte, das Instrument der Evaluation von Lehre und Studium in den Massenfächern Germanistik und Biologie zu erproben, werden landauf, landab Gutachter und Kommissionen in unterschiedlicher Weise tätig. Im Chor vieler Stimmen wiederholt sich eine Forderung: Im Lehrangebot der Germanistik, möglichst schon im Grundstudium, solle deutlich werden, wie sich das Fach versteht, welchen Gegenstandsbereich es erschließt, welche Problemfelder es bestellt, welche Verfahren der Bearbeitung und Lösung von Problemen es pflegt, welchen gesellschaftlichen Aufgaben es sich verschreibt. Beklagt wird die Unübersichtlichkeit des Faches, gefragt ist die *disziplinäre Identität der Germanistik*.

Vom 11. bis 14.09.1994 versammelte in Aachen der Germanistentag Hochschulgermanisten, Deutschlehrer, Journalisten sowie Germanisten aus den Archiven und Forschungsstätten. Er stellte sich der Frage nach der »disziplinären Identität« und verband sie mit einer Bilanz der gegenwärtigen kulturellen Leistungen der Wissenschaft. Das Vorhaben einer solchen Bestandsaufnahme war zugleich als Reaktion zu verstehen auf die weitreichende Verunsicherung, die das Fach – und darüber hinaus die Geisteswissenschaften – im öffentlichen Ansehen in den letzten 15 Jahren erfahren hatte. Diese Verunsicherung stand im Zeichen von periodisch wiederkehrendem, nun aber deutlich verschärftem Krisenbewußtsein und von erheblicher Legitimationsnot. Sammelwerke mit Titeln wie dem Aufschrei »Wozu noch Germanistik?«, 1989 von Jürgen Förster u. a. herausgegeben, versuchten Rechtfertigungen auf dem heftig bewegten Markt der Meinungen. Denn seit Odo Marquards Rede »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften« auf der Westdeutschen Rektorenkonferenz von 1985 hatte der »Krisendiskurs« auch einen »Rechtfertigungsdiskurs« produziert. Eine einleuchtende Konsequenz aus dem Hin und Her der Lamentation und emphatischen Selbstbestätigungen zog schließlich die vielbeachtete Denkschrift »Geisteswissenschaften heute«, 1991 erschienen, die wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion mit Forderungen zur Wissenschaftsentwicklung verband und den Geisteswissenschaften empfahl, sich mit einem *kulturwissenschaftlichen Auftrag* im System der Wissenschaften neu zu orientieren.

In einem solchen Wechselspiel von Selbstzweifel und Selbstfindung, von Klagen über verlorenes Prestige und Verheißungen zu neuem Ansehen ist der Umriß einer disziplinären Identität auszumachen – und angesichts des breiten Spektrums der unterschiedlichen Denominationen von Professuren an germanistischen Instituten, der fortschreitenden Binnendifferenzierung des Faches sowie vielfacher Ausgriffe germanistischer Interessen über die Grenzen der Disziplin mag man sich heute mit Fug und Recht fragen: ist Germanistik noch ein Fach oder eine Fächergruppe? Wenn die »Einheit des Faches« beschrieben werden soll, wird der Blick zumeist aus der Gegenwart der Germanistik zurückgelenkt in die jüngste Vergangenheit, die wohl Mitte der 1960er Jahre zu

Ende ging (vgl. den Vortrag von Wilhelm Voßkamp auf dem Germanistentag 1994 in Aachen). Unter welchen Aspekten läßt sich heute die Identität der Disziplin darstellen?

1. *Konstellationen der 1960er, 1970er und 1980er Jahre: Binnendifferenzierung, Szientifizierung, Modernisierung und Berufsorientierung*

Identitätsstiftend ist zunächst ein zuverlässig abzugrenzender Gegenstandsbereich. Er wird bis in die 1960er Jahre hinein markiert durch die »deutsche Sprache« und die »schöne Literatur in deutscher Sprache«. Das Fach versteht sich als *Nationalphilologie* (und Germanistik als eine »deutsche Wissenschaft« – vgl. den Münchner Germanistentag 1966); die Sonderentwicklungen beispielsweise der Österreichischen und Schweizer Literatur werden weithin vernachlässigt. Die historisch-hermeneutischen Verfahren dominieren in der Sprach- und Literaturforschung und prägen das methodologische Profil der Germanistik. Ihre Leistungen für Kultur und Gesellschaft, ihre soziokulturelle Funktion, werden bestimmt durch die Vermittlung von *Bildung* im Sinne eines gebildeten Umgangs mit Sprache und Literatur. Damit war zugleich die Grundlage für die *Ausbildung* der Deutschlehrer, der Journalisten des Feuilletons und des Hörfunks, der Dramaturgen und für die Laufbahn als Hochschullehrer geschaffen. Der Bildungsbegriff vermittelte zwischen der Wissenschaftlichkeit des Faches und seinen Leistungen für die Berufsvorbereitung. Deutschlehrer, Literaturkritiker und Germanistikprofessoren gelten als »Gebildete par excellence«.

In den 1970er Jahren haben sich diese relativ stabilen Konstellationen nachhaltig verändert. Für den Gegenstandsbereich wird das nationalphilologische Programm in Frage gestellt, doch lassen sich Forderungen nach interphilologischer Organisation der Sprach- und Literaturwissenschaften im Lehr- und Ausbildungsangebot der Hochschulen (vgl. das Memorandum von Rheda 1969) angesichts der nationalphilologischen Tradition in der Lehrerausbildung nur in ersten Reformversuchen verwirklichen (wie an den Universitäten in Bielefeld und Konstanz). Es gilt also: die Universitäten sollen Deutsch-, Englisch- und Französischlehrer ausbilden, nicht aber Literatur- und Sprachlehrer. In der Formation des neuen germanistischen Fachgebietes der Linguistik, das die sprachwissenschaftlichen und sprachgeschlichen Anteile der Älteren und Neueren Abteilung der »Deutschen Philologie« aufnimmt, werden jedoch stärker als in den literaturwissenschaftlichen Arbeitsbereichen *transnationale* Konzepte einbezogen. Zugleich ist die sprachwissenschaftliche Forschung und Lehre auch der Ort, an dem sich zuerst die *interkulturelle Orientierung* der Germanistik ausbildet – unter dem Signum »Deutsch als Fremdsprache«. Erst in einem zweiten Schritt werden literaturwissenschaftliche und kulturvergleichende Perspektiven zum Programm einer »Interkulturellen Germanistik« eingebracht.

Die sich nun durchsetzende Dreiteilung des Faches Germanistik in Linguistik, Mediävistik und Wissenschaft der neueren deutschen Literatur eröffnet in den drei Teilfächern unterschiedliche Wege zur Veränderung des angestammten Gegenstandsbereichs: Aus der Linguistik erwachsen die interphilologischen Bestimmungen und interkulturellen Perspektiven, in der Mediävistik dominieren die transnationalen Vorgaben in der endgültigen Abkehr vom »deutschen Altertum« und der Hinwendung zum »europäischen Mittelalter« (vgl. den Vortrag von Ulrich Wyss auf dem Germanistentag in Aachen 1994), und zugleich wird die *interdisziplinäre Forschung* – die Zusammenarbeit mit Historikern, Kunsthistorikern, Theologen, Latinisten usw. – verstärkt. In der Neueren

deutschen Literatur ergeben sich Entwicklungen, die den Gegenstandsbereich im Sinne mediävistischer Praxis erweitern – im Überschreiten der Grenzen der schönen Literatur und des literarischen Kanons, im Einbezug von Paraliteratur und Sachliteratur sowie der sogenannten Trivalliteratur, dazu der Schrift-Bild-Texte der Comics und schließlich – in ersten Ansätzen – der technisch reproduzierten Texte des Hörfunks und der audiovisuellen Produkte von Film und Fernsehen.

Im methodologischen Bereich sind Linguistik und Literatursoziologie die Arbeitsgebiete, in denen die hermeneutische Grundlegung der Germanistik durch empirische Forschungsprogramme herausgefordert wird; darüber hinaus unterstützen die anti-hermeneutischen Konzepte des Strukturalismus und der Semiotik (später dann der Systemtheorie und des Konstruktivismus) sowohl in der Sprach- wie in der Literaturwissenschaft den Anspruch auf Verwissenschaftlichung der Germanistik; sie begründen die *szientifische Wende*, die zu verstärkten Theorie-Importen aus Nachbardisziplinen, insbesondere den Sozial- und Kommunikationswissenschaften führt: Germanistik soll sich zu einer Kommunikations- und Sozialwissenschaft entwickeln. Über die Soziologisierung des Faches hinaus erwachsen nachhaltige Tendenzen zu seiner Politisierung im Zeichen einer Wissenschaft zur Aufklärung der Gesellschaft (vgl. die »Ansichten einer künftigen Germanistik«, 1969 herausgegeben von Jürgen Kolbe). Und im Programm »Aufklärung durch Wissenschaft« erhebt sich hierzulande die Germanistik gar zur Leitdisziplin der Geisteswissenschaften, weil in Sprache und Literatur alle wesentlichen gesellschaftlichen und lebensweltlichen Erfahrungen und Prozesse thematisiert und vermittelt werden können.

Die solcherart angelegte *Überforderung* des Faches hat seit den späten 1970er Jahren Gegenbewegungen ausgelöst, die weg von den gesellschaftspolitischen Verpflichtungen und hin zu einem »ästhetischen Fundamentalismus« führten. Sie werden vielfach auch von denjenigen getragen, die seinerzeit im Zeichen der Ideologiekritik einer bürgerlichen Wissenschaft und der Demontage des Autonomie-Anspruchs der Literatur angetreten waren. Kennzeichnend für den Zeitraum vom Ausgang der 1960er bis zum Beginn der 1980er Jahre sind in der disziplinären Entwicklung der Germanistik besondere Erwartungen und eine nachhaltige Anerkennung für *Innovationen*. Als innovativ gelten dabei insbesondere Neubestimmungen des Gegenstandsbereichs und traditionsbrechende methodologische Konzeptionen. Die Gratifikationen, die für »Neues« vergeben werden, ergeben sich zum einen aus den Forderungen, daß sich die Germanistik »modernisieren« und auf die technischen Reproduktion audiovisueller Medien reagieren müsse, zum anderen aus der Expansion des Bildungswesens und dem Ausbau der Hochschulen mit der Gründung zahlreicher neuer Universitäten und der Zuweisung zusätzlicher Stellen an den sogenannten alten Universitäten.

1954 war die Germanistik noch ein übersichtliches Fach mit insgesamt 59 Professuren; 30 Jahre später zählte sie 610 Professoren-Stellen, und zugleich hatte sich auch die Zahl der Studierenden verzehnfacht. Gaben bis 1975 in der Regel bis zu 80 Prozent der Studierenden das Berufsziel »Lehramt« an, so kehrte sich diese Konstellation in der Folgezeit zugunsten des Magisterabschlusses um; an manchen germanistischen Instituten sind nur noch 20 Prozent der Studierenden für Lehramter eingeschrieben, an anderen Universitäten wird der Lehramtsstudiengang erst gar nicht angeboten. Das ist angesichts der Entwicklung der Einstellungszahlen für Absolventen mit Erstem und Zweitem Staatsexamen verständlich. Wurden bis 1980 jährlich etwa 33.000 Lehrer

neu eingestellt, so reduzierte sich die Zahl bis 1988 auf 5.900; heute ist sie wieder angestiegen auf ca. 9.000, mit dem Löwenanteil im Bereich der Grund- und Mittelstufe.

Da der Magisterabschluß keine berufsqualifizierenden Vorgaben einschließt, war das Fach Germanistik dazu aufgerufen, Studienangebote zu planen, in denen »berufsbezogen studieren« gelten kann. Günter Blamberger hat 1993 eine Bilanz solcher neuen Studiengänge in den Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften vorgelegt. Es handelt sich dabei nicht nur um grundständige Studiengänge, sondern auch um Schwerpunktsetzungen, Zusatz- und Aufbaustudien. Und eine letzte Zahl soll die Dringlichkeit veranschaulichen, unter der sich für das Fach jenseits der Ausbildung von Deutschlehrern das Problem »Berufsorientierung« stellt: 1989 waren an der Universität München 60.000 Studierende eingeschrieben, davon hatten fast 10 Prozent im Hauptfach Germanistik gewählt, und ein Drittel der Gesamtzahl der Studierenden, also rund 20.000, strebten vorzugsweise den Magisterabschluß an, nämlich die Studierenden der Germanistik, Geschichte und Philosophie. Zu fragen ist freilich, ob im Fach Germanistik mit immer neuen Ausgriffen, Schwerpunktsetzungen und Binnendifferenzierungen zugunsten berufsorientierter Studiengänge auf Möglichkeiten des Marktes reagiert werden soll oder ob angesichts des langen Planungs- und Genehmigungsvorlaufes solcher Neu-Konzeptionen und der raschen Veränderung auf dem Berufsmarkt für Geisteswissenschaftler dann die ersten Absolventen neuer Studiengänge eine Marktsituation vorfinden, die nur noch wenig Gemeinsamkeiten mit derjenigen hat, von der zuvor bei den Planungen zu neuen Studieninhalten ausgegangen worden war.

So wurde gleichzeitig im Bedenken der Bedingungen und Entwicklungen des Arbeitsmarktes für die Absolventen der Geisteswissenschaften der Begriff der *Schlüsselqualifikation* in die Diskussion gebracht; er tritt an die Stelle des alten Bildungsbegriffs, orientiert sich aber an aktuellen Vorstellungen zu Aufgaben von Akademikern in Wirtschaft und Verwaltung: Sie erwerben an der Universität nicht berufsbezogenes Spezialwissen, sondern verlassen sie als *Generalisten* und gewinnen ihre jeweilige berufsspezifische Kompetenz erst in Lehrgängen außerhalb der Universität. Solche Schlüsselqualifikationen könnten im Germanistikstudium vor allem auf den Erfahrungsraum bezogen sein, der sich mit »allgemeiner philologischer Kompetenz« und Erfahrungen aus dem Sozialverhalten in einem Massenfach umschreiben ließe. Aber gerade Vorstellungen, was »allgemeine philologische Kompetenz« sei und wie sie im Studium von heute zu vermitteln wäre, sind derzeit auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Der Innovations- und Legitimationsdruck für das Fach hat – wie Hartmut Böhme auf dem Germanistentag in Aachen 1994 befand – dazu geführt, daß sich die Germanistik als besonders leistungsstark und attraktiv an den Rändern des Faches präsentiere und sich als schwach – oder besser als wenig anziehungskräftig – im Zentrum erweise. Wie erklärt sich dieses Erscheinungsbild?

Aus der nachhaltigen Vermehrung der Professorenstellen in den 1970er Jahren ergab sich die Konstellation, daß Profilbildung und Karrieregewinn vor allem auf dem Feld der methodologischen und theoretischen Innovationen oder durch das Erschließen neuer, oft randständiger Spezialgebiete gewonnen werden konnten. Dabei verstärkte sich die Tendenz, konzeptuelle Neuerungen in ihren Geltungsansprüchen erst gar nicht gründlich zu diskutieren, sondern sie eher zu ignorieren oder ihre Selbstimmunisierung nicht in Frage zu stellen. Und in den vielfältigen Spezialgebieten blieben die Spezialisten unter sich. So ist das germanistische Wissen in den letzten 30 Jahren nicht nur lawinenartig angewachsen, auch die Organisationsstrukturen des Wissenstausches und die Darstellung des Faches in der Öffentlichkeit zeigen kaum noch markante Züge. Mit einer solchen Einschätzung

verbindet sich freilich kein Bankrott-Erklärung für die Germanistik, wo weithin mit Intensität gearbeitet, geforscht und gelehrt wird, die glänzende Leistungen neben vielem Biedersinn und mancher abstruser Genialität hervorbringt. Das Fach sei – noch einmal Hartmut Böhme – vielleicht so leistungsstark wie nie zuvor. Doch wie kann eine solche »Produktivkraft« mit dem Erscheinungsbild der Germanistik im Sinne einer ausweisbaren disziplinären Identität verbunden werden? Wie ist es um die Germanistik der 1990er Jahre, um die »Germanistik in der Mediengesellschaft« bestellt – so die jüngste bilanzierende Veröffentlichung der Herausgeber Ludwig Jäger und Bernd Switalla?

2. *1990er Jahre: »Radikale Philologie« oder »Medienkulturwissenschaft«? – Die Forderungen der Internationalität, Interkulturalität, Interdisziplinarität, Intermedialität*

Angesichts der rigiden Sparzwänge für Haushaltsmittel der öffentlichen Hand verstärkt sich der Druck auf das Fach, seine gesellschaftliche Relevanz und seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit darzulegen. Die veränderten kulturellen Bedingungen der »modernen Mediengesellschaft« können dabei als Herausforderung und zugleich als Chance verstanden werden. Wie soll sich Germanistik in einer kulturellen Umwelt verstehen und organisieren, in der die Kommunikation mit Hilfe schriftsprachlicher Texte nicht mehr dominiert, in der (*sit venia verbo*) die »printmediale Kompetenz« nicht mehr länger Definitions- und Gestaltungsmacht für Kultur beanspruchen kann? Sollen Linguisten und Literaturwissenschaftler nicht nur die sprachlich verfaßten Texte (und die darauf bezogenen Handlungszusammenhänge) zum Gegenstand ihres wissenschaftlichen Interesses machen, sollen sie gleichermaßen die Körperbilder und Körperstimmen der Theateraufführungen, die Technostimmen und Technobilder der Hörfunk-, Film-, Fernseh- und Videoproduktionen einbeziehen? Soll sich aus den Nationalphilologien des 19. Jahrhunderts eine *internationale, interkulturelle, intermediale und interdisziplinäre Mega-Wissenschaft* formieren – als Wissenschaft von Kommunikationen und Sinnkonstitutionen in ihren medialen Bedingungen, also unter Berücksichtigung der materiellen und historischen Voraussetzungen medialer Gestaltung von Kultur? Kurzum: soll die Germanistik den Fundus ihrer wissenschaftlichen Erfahrungen und Problemkonstellationen, ihrer Theorien und Verfahren dazu nutzen, um sich als *Leitdisziplin einer Fächergruppe der »Medienkulturwissenschaften«* (Siegfried J. Schmidt) zu verstehen? Soll der »Siegeszug der neuen Medien« nicht länger beklagt, sondern kritisch begleitet werden? Soll die Germanistik dabei als Flaggschiff einer neu zu formierenden Armada kulturreflektierender und womöglich kulturgestaltender Wissenschaften segeln? Soll das neue Unterrichtsfach »Medienerziehung« von Deutschlehrern übernommen werden? Ich halte inne in dieser entwicklungsfrohen Emphase. Denn zu fragen bleibt, ob sich eine krisengeplagte Disziplin wie die Germanistik dabei nicht übernehme, ob sie in ihrer theoretischen und methodologischen Zerstreuung solchen Aufgaben gewachsen sei – nämlich einem Gegenstandsbereich, der alle jene kulturellen Manifestationen seit dem frühen Mittelalter einschließt, die nach dem Muster von Texten gestaltet sind.

Bleibe angesichts dieses Szenarios der Überlastung und der Überforderung – mit den Konsequenzen eines munteren Dilettantismus – dann nur der Rückzug in den philologischen Kernbereich, auf das Angestammte und Vertraute, im Sinne einer puristischen, einer »radikalen Philologie« (Bernd Witte) – legitimiert durch einen philologischen Fundamentalismus, der angesichts der Erschütterung der kulturellen Orientierungskraft von Sprache und Literatur dem Gewicht geben will, was an Bedeutung für Bestand und Entwicklung unserer Gesellschaft verloren hat? Die Frage »radikale Philologie oder Medienwissenschaft« vereinfacht freilich mit der

alternativen Formulierung die Problemlage des Faches in unzulässiger Weise – und sie erfaßt nicht alle Probleme und notwendigen Entwicklungen. Ich will deshalb rasch einzelne Aspekte herausgreifen, um sie besser auszuleuchten – auch mit Erfahrungen und ersten Ergebnissen des Aachener Germanistentages.

Nicht zu deuteln geben sollte es am Abschied vom Status einer Nationalphilologie. Auch das Jahr 1989 und seine Folgen werden der Germanistik nicht die Funktion einer nationalen Vereinigungswissenschaft (vgl. den Vortrag von Ludwig Jäger beim Germanistentag in Aachen 1994) zuschreiben, wie sie ihr einst im 19. Jahrhundert erwachsen waren. Das heißt nicht, dass die nationalsprachlichen, nationalliterarischen und nationalkulturellen Implikationen der Gegenstände des Faches nicht wahrgenommen und diskutiert werden sollten, doch wird sich die Germanistik der 1990er Jahre als Wissenschaft nicht an nationalen Aufgaben und Vorstellungen orientieren, sondern an den internationalen Standards und Kommunikationsformen in der Wissenschaftswelt von heute (vgl. den Vortrag von Wilhelm Voßkamp auf dem Germanistentag in Aachen 1994). Germanistik wird nicht als »deutsche Wissenschaft«, als Wissenschaft »von und zum Deutschtum« zu verstehen sein, sondern sie wird sich im Dialog der Kulturen entwickeln, die auf sie wirken und in die sie wirken will, sie muß die Fähigkeit zum Verstehen und Gestalten von *Interkulturalität* ausbauen. Als Philologie sollte sie *transnational* orientiert sein, d.h. von der eigenen Sprache und Literatur ausgehen und sie mit den historischen Prozessen in anderen Kulturen vermitteln. Die Konkurrenz, die Sprache – in gesprochener und gedruckter Form – in den Kommunikations- und Informationsverhältnissen von heute durch die elektronischen Daten und Bilder erfährt, kann die Fragen nach der prinzipiellen Medienabhängigkeit (Medialität) aller Kommunikationen verdeutlichen und schärfen. Und die Analysen der sprachlich und literarisch geformten Muster der Wahrnehmung, Aneignung und Deutung von Wirklichkeitserfahrungen werden zu konfrontieren und zu vermitteln sein mit Untersuchungen zu den Prägungen, die durch Film, Fernsehen, Videos und Computer-Bildschirme hervorgebracht werden. Aus einem solchen Programm der *Intermedialität* folgt notwendigerweise die *Interdisziplinarität* des Vorgehens. Nicht nur die Philologien, sondern auch andere Geistes- und Sozialwissenschaften, einzelne Natur- und Technikwissenschaften werden zu Partnern in einem Wissenschaftsverbund zur Erforschung von Konstellationen und Geschichte medienbestimmter Kulturzusammenhänge. Germanistik wäre also nicht zu einer Megawissenschaft, zu *der* Medienkulturwissenschaft aufzublähen, sondern als Medienkulturwissenschaft zu betreiben, von ihren philologischen Traditionen her bestimmt.

Genährt werden soll also nicht – im viel strapazierten Benjamin-Zitat gesprochen – der »geile Drang aufs große Ganze«, aufgerufen werden soll nicht zu immer weiter ausgreifenden und immer flüchtigeren Landnahmen auf dem Terrain der Objekte und Theorien – gefordert wäre der Wechselblick von den angestammten Gegenständen zu denen der neuen Medien, die erkundende Grenzgängerei zwischen vertrautem und unbekanntem Gelände. Angesichts neuer Wahrnehmungen, neuer Erfahrungen, neuer Kontakte sollte für die wissenschaftlichen Arbeiten und Äußerungen »Flexibilität, nicht etwa Vagheit« gelten, so formulierte es in Aachen 1994 die Literatur- und Theaterwissenschaftlerin Gabriele Brandstetter.

4. »Einheit in der Differenz«: Kernbereich und Erweiterungsbereiche

Wie aber ist in einer solchen kontrollierten Beweglichkeit die disziplinäre Identität des Faches zu gewinnen? In Aachen wurde das Lösungswort von der »Einheit in der Differenz« ausgegeben. d.h. die Arbeitsteiligkeit, der

wohlbedachte methodologische Pluralismus, die nachhaltige Binnendifferenzierung des Faches sind die Konsequenzen – so Wilhelm Voßkamp – einer *modernisierten Germanistik* und nur um den Preis eines Modernitätsverlustes in Frage zu stellen. Jeder einzelne Wissenschaftler wird in diesem Fach seinen Standort suchen, bestimmen und gegebenenfalls auch wechseln. Die Einheit in der Differenz kann jedoch nur hergestellt werden, wenn sich auch jeder in einem noch auszuweisenden Kernbereich des Faches (oder zumindest eines Teilfaches) zu orientieren versteht. Die dort vermittelten philologischen Kompetenzen (das Bewahren, Edieren, Kommentieren, Auslegen, das Rekonstruieren von geschichtlichen Zusammenhängen) sind auch Voraussetzungen für die erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit etwa eines Neurolinguisten oder einer Filmwissenschaftlerin. Zugleich bildet dieser Kernbereich das wichtigste Bezugsfeld für die Ausbildung der Deutschlehrer. »Einheit in der Differenz« meint also einen beweglichen Verbund, nicht ein fest geschnürtes Bündel von Gegenständen, Forschungsinteressen und Erkenntnisweisen. Hier kann Neues aufgenommen und Angeeignetes auch wieder abgegeben werden. So ist durchaus denkbar, daß sich die Wissenschaft von den neuen Medien, germanistisch bzw. philologisch gut genährt, in absehbarer Zukunft – in Analogie zur Theaterwissenschaft – als eigenständiges Fach firmiert: als Film- und Fernsehwissenschaft, wie es auch derzeit an einer Reihe von Universitäten geschieht. Zu fragen bleibt freilich, ob dann die Wissenschaft der kulturellen Praxis von Medienkonkurrenz und Medienverbund gerecht wird, wenn sie sich disziplinar nach den einzelnen Medien ausrichtet und abgrenzt.

Nun lassen sich solche weitreichenden Probleme der Wissenschaftsorganisation und universitären Gliederung nicht zum Schluß eines halbstündigen Vortrags im Handstreichverfahren erledigen. Ich halte sie deshalb offen und gebe zu bedenken, ob nach den Erfahrungen mit fächerübergreifenden Organisationsformen wie »cultural studies« (im Sinne von Kulturraumstudien), »gender studies« oder »urban studies« nicht Konstellationen geplant und durchgesetzt werden können, in denen Wissenschaftler sowohl in gut abgegrenzten Fächern oder Fachgebieten (die sich an festen Ausbildungszeiten orientieren) arbeiten als auch in einem Fächerverbund, der auf Gemengelagen von Berufsqualifikationen abgestellt ist oder gar für seine Absolventen berufliche Tätigkeiten am Markt erst noch erschließt.

5. Aspekte einer neuen »Wissenschaftskultur«

Doch zurück zu unserem Fach, wie wir es heute vorfinden, der Germanistik der 1990er Jahre. Sie wird disziplinäre Identität nach dem Muster »Einheit in der Differenz« – mit der Konstellation eines Kernbereichs, dem die Vielzahl unterschiedlicher Erweiterungsbereiche zugeordnet sind – nur dann entwickeln, wenn diese Situation gründlich bedacht und entschlossen gestaltet wird: zum einen auf dem Weg der Wissenschaftsforschung (in Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte), zum anderen in einer noch zu entwerfenden Theorie des angewandten Wissens, der Reflexion des Zusammenhangs von Wissenschaft und Berufsausbildung, zum dritten wenn das Fach mehr wissenschaftspolitisches Augenmaß und Geschick sucht und wenn es schließlich zu einer *Wissenschaftskultur*, zu Formen des wissenschaftlichen Verhaltens findet, die den Veränderungen der letzten 30 Jahren gerecht werden. Damit ich nicht mißverstanden werde: Ich meine nicht etwa ein Programm der »scientific correctness«, sondern den wissenschaftlichen Habitus, die Formen der wissenschaftlichen Kommunikation und die Repräsentation der Wissenschaft in der Öffentlichkeit (vgl. auch den Vortrag von Hartmut Böhme auf dem Germanistentag in Aachen 1994). Die Diskussion, die von den Herausgebern des »Jahrbuchs der Deutschen

Schillergesellschaft« 1993 zu Fragen des Pluralismus in der Wissenschaft und zur Rolle des Neuen eröffnet wurden, sehe ich als einen wichtigen Weg, neue Formen der Wissenschaftskultur zu befördern. Der Pluralismus der Theorien und Methoden in unserem Fach wird nur als »Einheit in der Differenz« zu erfahren sein, wenn er in seinen Positionen »verantwortet« ist – so Wilfried Barner 1993. Und die Vielfalt der Innovationen, der Geltungsanspruch des Neuen ist nur produktiv für Identität und Entwicklung des Faches, wenn das Neue geprüft, wenn zwischen Kontinuität und Diskontinuität entschieden wird – so Walter Müller-Seidel 1993.

Und ein Letztes: die »Einheit [des Faches] in der Differenz« wird in der Öffentlichkeit – in der engeren der Universität sowie in der weiteren des kulturellen und gesellschaftlichen Interesses – nur in der Haltung einer Solidarität zu den Problem und den Möglichkeiten der Disziplin zu vermitteln sein. Dabei sollten Germanisten bei der Rede über das, was sie tun, zu einer Sprache finden, die nicht den wissenschaftlichen Anspruch ihrer Arbeit und die Komplexität ihrer Ergebnisse einem wohlfeilen Feuilletonismus preisgibt, sondern das, was uns wichtig ist, zu übertragen versteht: im Sinne des Über- und Versetzens – auch wenn die Rede aus dem Fach heraus dann anders klingt als die, mit der wir uns im Fach verständigen.

Literaturhinweise

- Barner, Wilfried: »Pluralismus! Welcher?« – Diskussionen. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 34-37 (1990-1993).
- Blamberger, Günter u.a. (Hrsg.): Berufsbezogen studieren. Neue Studiengänge in der Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften. Ein Handbuch. München 1993.
- Danneberg, Lutz und Friedrich Vollhardt (Hrsg.): Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der »Theoriedebatte« Stuttgart 1992.
- Frühwald, Wolfgang u.a.: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt a.M. 1991 (=stw 973).
- Jäger, Ludwig und Bernd Switalla (Hrsg.): Germanistik in der Mediengesellschaft. München 1994.
- Lämmert, Eberhard: Das überdachte Labyrinth. Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft 1960-1990. Stuttgart 1991.
- Müller-Seidel, Walter: Diskussion über das Neue in der Literaturwissenschaft, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), S. 1-8.
- Prinz, Wolfgang und Peter Weingart (Hrsg.): Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten. Frankfurt a.M. 1990 (= stw 854).
- Schönert Jörg: Germanistik – eine Disziplin im Umbruch? In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 40. Jg. (1993) H. 3, S. 15-24.
- Thum, Bernd: »Interkulturelle Germanistik« in der deutschen Muttersprachengermanistik. Ihre gegenwärtigen fachlichen Bedingungen und Leistungen, In: Praxis interkultureller Germanistik. Hrsg. von Bernd Thum und Gonthier-Louis Fink. München 1993, S. 117-162.
- Weingart, Peter u. a.: Die sog. Geisteswissenschaften. Außenansichten. Frankfurt am Main 1991 (=stw 965).

